

# VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung

## Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich.

Seit staatsmännische Weisheit und nie erloschene persönliche Zuneigung die durch die politischen Ereignisse von 1865 und 1866 abgerissenen Beziehungen zwischen den Herrscherhäusern und Staaten Preußen und Oesterreich-Ungarn wieder hergestellt, und des Kronprinzen Friedrich Wilhelm herzegewinnende Erscheinung in der kaiserlichen Hofburg vollends Versöhnung geschaffen zwischen den Dynastien Hohenzollern und Habsburg-Lothringen — seit jener Zeit (16 Jahre wurden es in diesen Oktobertagen) ist das herzliche Verhältnis zwischen den beiden großen Reichen nie auch nur vorübergehend gestört worden, vielmehr hat sich eine feste Waffenbrüderschaft zur Bewahrung des Friedens in Europa zwischen ihnen herausgebildet, und enge Freundschaftsbände verknüpfen in wohlthuernder Weise die regierenden Familien mit einander.

Besonders intime Beziehungen bestehen, wie bekannt, zwischen dem Kronprinzen Rudolf und dem Prinzen Wilhelm von Preußen; nicht weniger zwischen den beiden fürstlichen Frauen, Kronprinzessin Stephanie und Prinzessin Viktoria Augusta: enge Geistesgemeinschaft, Verfolgung gleich hoher idealer Ziele, Ähnlichkeit selbst in der Neigung zu künstlerischen und litterarischen Bestrebungen, zu ritterlichen und sportsmännischen Beschäftigungen, nicht zu vergessen wiederholte persönliche Begegnungen und sympathische Umgangsformen haben dieses Band von Jahr zu Jahr fester gefügt und lassen für die Zukunft beider großen Reiche die schönsten Hoffnungen erstehen.

Die Ehe des österreichischen Kronprinzenpaares ist bekanntlich noch jung und von vornherein schlichte Herzenssache gewesen. Der Kronprinz Rudolf hatte die anmutige junge Prinzessin Stephanie von Belgien erst wenige Male gesehen, als er den Entschluß faßte, sie zu seiner Lebensgefährtin zu erwählen, und am 7. März 1880 erfolgte in Brüssel die feierliche Verlobung, zu herzlicher Befriedigung der beiden Herrscherhäuser, vor allem aber des jungen fürstlichen Paares selbst. Es wurde beschlossen, den Brautstand nicht über ein Jahr hinauszuschieben.

Am 6. Mai 1881 traf denn auch die junge Braut in Begleitung ihrer königlichen Eltern wie ihrer Schwester, Prinzessin Clementine, auf dem prachtvoll geschmückten Westbahnhof in Wien ein, wurde von ihrem Verlobten und dessen kaiserlichem Vater empfangen und nach Schloß Schönbrunn geleitet, wo die Kaiserin von Oesterreich die Schwiegertochter und deren Angehörige erwartete, und ein feierlicher Empfang der großen Hof- und Staatswürdenträger, Familien-Galatafel u. s. w. stattfand. Am 9. Mai hielt dann die Prinzessin Braut vom Theresianum in der Favoritenstraße aus ihren feierlichen Einzug in die Kaiserstadt Wien, und am 10. Mai segnete in der Augustiner-Hofkirche der Cardinal-Erzbischof

Fürst Schwarzenberg in Gegenwart einer illustren Versammlung, der auch Prinz Wilhelm von Preußen mit seiner jungen Gattin angehörte, den Bund der Verlobten fürs Leben ein.

Seit jenem Tage leben Kronprinz Rudolf und Kronprinzessin Stephanie in jener innigen Ehegemeinschaft mit einander, die in herzlichster Seelen-Gemeinschaft wurzelt.

den Hofphotographen Ottomar v. Türk in Larenburg künstlerisch schön effektiert, ihren Weg ins Publikum genommen. Die kleine Erzherzogin, ein kräftig entwickeltes, lebhaftes und liebenswürdiges Kind, hat in den Zügen wie im Ausdruck des Gesichts eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der Mutter und fesselt dadurch das Herz ihres Vaters nur um so inniger an sich. Auf dem Schreibtisch des Kronprinzen in dessen oberhalb des Schweizerthors in der Wiener Hofburg gelegenen, mit der Kronprinzessin gemeinschaftlich bewohnten Studierzimmer steht das Bildchen, neben einigen Aufnahmen der jungen Mutter, allzeit unmittelbar vor den Augen des fleißig arbeitenden Vaters, und sein ernst-liebvoller Blick trifft, wenn er sich vom Papier erhebt, in warmer Zärtlichkeit zuerst die Abbilder von dem Theuersten, was er auf der Erde sein nennt, von Frau und Kind!

Daß in so glücklichen Verhältnissen, bei so befriedigter Herzensstimmung, in so sympathischer Umgebung und unter dem regen Antrieb eines schaffenseifrigen Geistes dem Kronprinzen die Arbeit wohl gelingt, erklärt sich leicht. Auch ist er viel und ernstlich bemüht, den Fond seines Wissens und Könnens zu bereichern, die Summe seiner Anschauungen zu vervollständigen, seinen Gedanken auch formell die größte ihm mögliche Vollendung zu geben. Hierin unterstützt ihn ein feines Schönheitsgefühl, genährt an den besten Mustern und gefördert durch die künstlerische Gemeinschaft seiner trefflich beanlagten und artistisch sehr sicher empfindenden Gemahlin. Beide Gatten genießen die Schönheit in Welt und Leben, Natur und Kunst mit geübten Organen, und was sie in sich aufnehmen aus der Sphäre des Guten und Schönen, des Großen und Wahren, wird ihnen zu einem lebenskräftigen Keim, der tieferinnerlichst Blüte und Frucht treibt.

In solcher Sphäre von Liebe und Güte, von Schönheit und Tüchtigkeit, von ernster Pflichterfüllung und idealem Streben wächst das liebevolle Kind, dessen Bild unser Blatt zielt, gedeihlich empor, des Kaiserhauses Liebling, der stille Stolz der Wiener, seiner ganzen Umgebung zärtlich gehegter Vorzug. Wie lange wird es währen, so ist aus dem zarten Kindchen ein wackeres Mädchen, aus diesem

eine tief empfindende anmutige Jungfrau erwachsen, und innig werbende Augen werden sich ebenso auf ihre liebevolle Erscheinung richten, wie einst die ihres Vaters auf die edel-jungfräuliche Gestalt ihrer Mutter. Auf der Bahn zu diesem Ziele wird man dem fürstlichen Kinde keinen schöneren Wunsch mit auf den Weg geben können, als den, es möge die schlichte Treue, das strenge Pflichtgefühl und die großsinnigen Bestrebungen seines Vaters verbinden mit der edlen Weiblichkeit und idealen Lebensanschauung ihrer liebenswürdigen und anmutsvollen Mutter.

Ludwig Ziemssen.

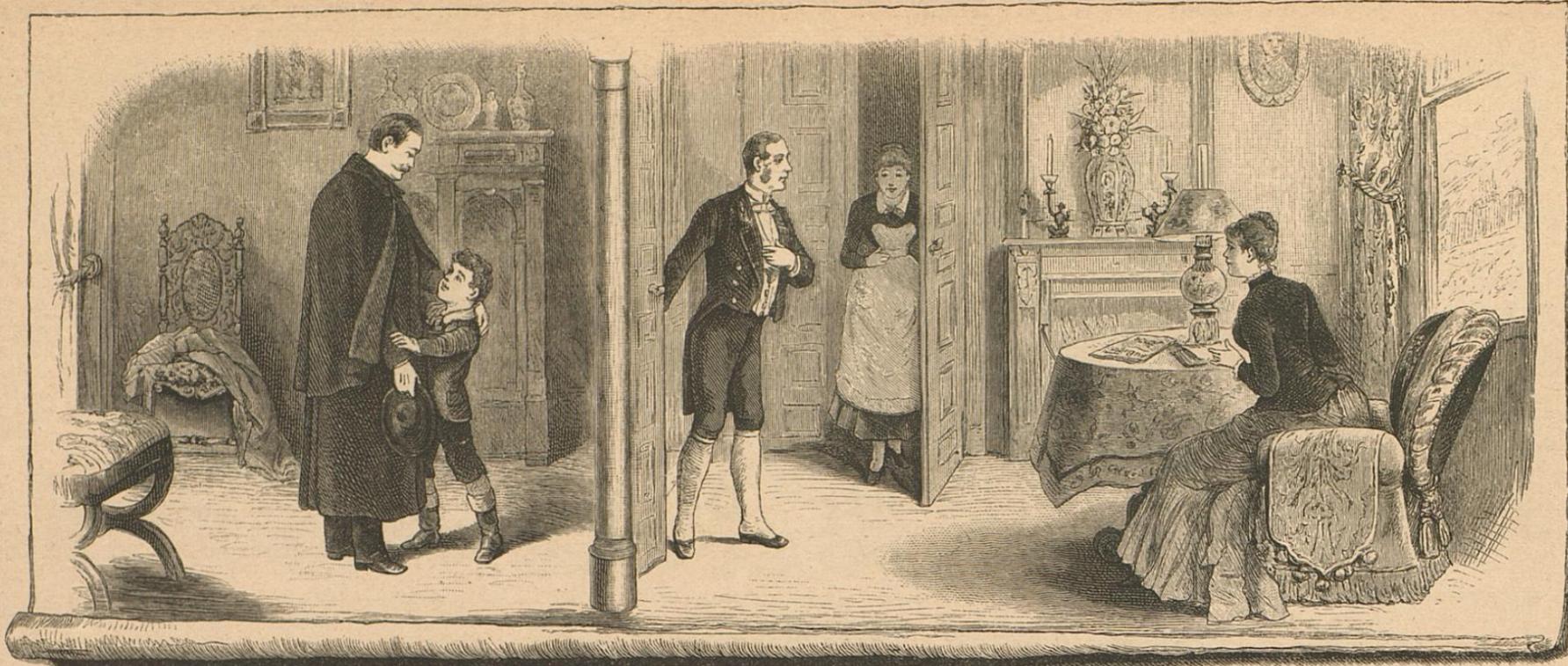


Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich.

(Nach einer photogr. Aufnahme a. d. k. k. Kunstverlage von L. E. Neumann in Wien.)

Sie teilen alles mit einander, Freude und Leid, Arbeit und Muße, künstlerische Interessen und litterarische Bestrebungen; sie wohnen in denselben Zimmern, sie arbeiten Tisch an Tisch, sie fahren und reiten und lustwandeln gemeinsam, und auf den weiten Reisen, die der Kronprinz zur Befriedigung regen Wissenstriebes unternahm, war die liebende Gattin seine getreue und nicht zu ermüdende Gefährtin.

Dieser glücklichen, echt sympathischen Ehe entspringt das liebevolle Kind, dessen Bildchen wir heute bringen, die kleine zweijährige Erzherzogin Elisabeth. Erst von dieser Altersstufe an haben die ersten photographischen Aufnahmen, durch



Der Bediente und das Kammermädchen melden fast gleichzeitig: „Herr Dietmar ist wieder da.“

## Bothos Erziehung.

Novelle von Otto Roquette.

(2. Fortsetzung und Schluß von Seite 419.)

**B**ald kamen rauhe Novembertage, in welchen das gelbe Laub im Garten vom Winde hochauf gewirbelt wurde, der Regen an die Fenster schlug und das erste schmelzende Schneegestöber das Herannahen des Winters verkündete. Unfreundlich war es draußen, öde schien es in den Räumen, ja verödet das ganze Haus. Botho, an die Gesellschaft seines Erziehers gewöhnt, dem er von Herzen zugethan war, wußte nicht, was er ohne ihn anfangen sollte. Er zählte die Tage bis zu seiner Rückkehr, und die Gespräche mit seiner Mutter drehten sich immer und in jeder Stunde um „Herrn Dietmar“. Und Cornelia führte diese Unterhaltungen gern, zumal ihre Gedanken stets bei dem Entfernten waren. Eine Unruhe ergriff sie zu mancher Zeit, welche sie zu hastigen Schritten durch alle Zimmer trieb. Es fehlte derjenige im Hause, der es angenehm gemacht hatte, und sie verzweifelte, die Einsamkeit zu ertragen. Nichts hinderte sie, einpacken zu lassen und nach Berlin zu reisen. Aber sie hätte ihren Knaben mitnehmen müssen. Das widerstrebt ihr schon nicht mehr — allein, was hätte Botho dort anfangen sollen? Sie überdachte den Plan, der ihr sonst als selbstverständlich erschienen war, den Winter überhaupt wieder in Berlin zuzubringen. Aber ohne ihren Sohn und dessen Erzieher erschien ihr das schon nicht mehr thunlich. Und sie erstaunte über sich selbst, daß ihr Dietmar so wichtig geworden. Aus einer ersten Neigung, einem reizenden „Interesse“, war eine wachsende Neigung, ein ernstes inneres Bedürfnis entsprungen, ja sie fühlte, daß sie liebte, zum erstenmale von ganzem Herzen liebte. Aber auch für sie wurde dieses beglückende Bewußtsein durch bange Zweifel und Bedenken aller Art getrübt. Daß sie zwei Jahre älter war als Dietmar, glaubte sie nicht in Anschlag bringen zu müssen; eher schon, obgleich auch nur wenig, das Urteil der Welt, welche sie noch besser kannte als Dietmar; aber sie dachte an seinen Charakter, an seinen Stolz. Sie traute ihm zu, daß er im Stande wäre, jedes Glück preiszugeben, zu vernichten, ehe er einen Schritt verübe, dessen Mißlingen ihm Beschämung eintragen könnte. In Augenblicken, da solche Gedanken sie bestürmten, zürnte sie dem Abwesenden bitter, zumal ihr immer klarer wurde, daß er nur aus Mißtrauen gegen sich selbst die Entfernung aus ihrer Nähe verlangt hatte. Aber die Hoffnung schmeichelte ihr doch wieder. Wenn er sie liebte — und sie glaubte es klar erkannt zu haben — war sie, die viel unverbundene, glänzende Cornelia, denn nicht ein Weib, fähig den Stolz eines Mannes zu besiegen? Der Gedanke weckte ihre Stimmung wieder, stachelte sie auf, belebte alle ihre Lebensgeister. Aber unerträglich wurde diese Stimmung in der Einsamkeit. Auch Botho ertrug dieselbe nicht. Er fiel in alte Unarten zurück und fing an zu verwildern. Cornelia konnte es nicht hindern, sie fühlte immer wieder, daß Bothos Erziehung der männlichen Einwirkung bedürfte! Vor allem — sie wollte mit ihren Gedanken nicht mehr allein sein, sie brauchte Gesellschaft, und so ließ sie die Gundel zu sich einladen.

Runigunde Hollmann, die Tochter des Verwalters, war kein Neuling im Hause der Gräfin, obgleich der Stellung ihres Vaters gemäß zurückhaltend und immer abwartend. Sie wußte sich in Gesellschaft zu betragen und zu unterhalten. Die Gräfin kannte ihre Fertigkeit auf dem Klavier und begann mit ihr vierhändig zu spielen.

Wurden somit manche Stunden durch Zerstreuung aus-

gefüllt, so brachte jeder Tag doch mehr Stunden, welche zu ertragen unerquicklich und lästig war. Besonders die Mittagsmahlzeit, sonst durch Unterhaltung auf das Anregendste erhöht, spannte Cornelias Geduld meist auf die Folter. Frau Moser gehörte nicht zu den unterhaltenden Personen, wenigstens waren ihre Unterhaltungen nicht nach Cornelias Geschmack, so sehr diese auch Grund hatte, die Vorzüge der Frau zu schätzen. Überdies mußte die Gräfin sich zusammennehmen, da sie sich vor den Beobachtungen der Wächterin zu hüten wünschte. Bothos Tischgespräche über Dietmar waren ihr daher gar nicht recht. Die flüchtigen Bemerkungen, welche Frau Moser gelegentlich dazwischen warf, forderten sie sogar zum Widerspruch heraus. Sie unterdrückte denselben, konnte aber selbst nicht ohne Vorwurf an den Entfernten denken. Die Frist für seinen Urlaub war fast vorüber, nicht ein einziges Mal hatte er geschrieben.

Es war am Morgen des Tages, den Dietmar beim Abschiede für seine Rückkehr festgesetzt hatte, als Cornelia Jubelgeschrei im Hause vernahm. Sie erkannte die Stimme ihres Sohnes, der seinem Lehrer mit Freude in die Arme sprang. Der Bediente trat in das Zimmer der Gräfin und meldete mit vergnügtem Gesicht die Ankunft Dietmars. Fast zu gleicher Zeit öffnete sich eine andere Thür und das Kammermädchen erschien mit den hastigen Worten: „Herr Dietmar ist wieder da!“

„Es ist gut! Es ist gut!“ entgegnete Cornelia, bei der allgemeinen Freude des Hauses sich zur Gelassenheit zwingend. Gleich darauf stürzte Botho herein, seinem Erzieher voran, welcher mit ruhiger Haltung folgte. Auch Cornelias Fuß wollte sich beflügeln, ihm entgegenzuweichen, als sie aber seine Zurückhaltung und gemessene Begrüßung sah, durchzuckte sie ein schmerzlicher Groll, und mit gleicher Förmlichkeit suchte sie den Gruß zu erwidern.

Er empfahl sich bald, indem er Botho mit sich fortführte. Cornelia war empört über dieses Betragen, und ebenso aufgebracht über sich selbst, als sie fühlte, daß Thränen in ihren Augen standen.

Der Tag brachte ein Unbehagen auf das andere. Der Rechtsanwalt Munk erschien mit der Nachricht, daß der Prozeß der Gräfin, dessen Entscheidungstermin sich lange hingezögert hatte, in erster Instanz wirklich verloren sei. Cornelia legte heute zwar weniger Gewicht darauf, aber es war immer etwas Unfreudiges, und auch die Versicherung des Geschäftsfreundes, daß er ihr dennoch zum Siege zu verhelfen hoffe, machte ihre Stimmung nicht besser. Bei Tische, als man, fast verlegen um die Unterhaltung, beisammen saß, erzählte die Herrin von dem Mißgeschick, welches sie betroffen. Aber während sie ein bedauerndes Wort von Dietmar erwartet hatte, mußte sie erfahren, daß dieser den Fall gleichsam mit heiterer Genugthuung aufnahm. „Für Botho sehe ich kein Unglück darin“, sagte er. „Es ist gut, wenn er früh erkennt, daß Besitztümer auch vermindert werden können und etwas durchaus Verlierbares sind. Er lernt dadurch besser, selbst thätig zu sein, um durch eigene Arbeit auch einmal auf eigenen Füßen zu stehen.“

Cornelia fühlte sich durch diese Worte verletzt und aufgebracht, sie verzog ihm nicht, daß er nur an Botho dachte, und sie selbst dabei zu übersehen schien. Sie entgegnete gereizt, Dietmar blieb bei seiner Ansicht, führte sie sogar noch weiter aus, und Cornelia vergaß sich so weit, daß sie sich das Gespräch darüber verbat, die Tafel aufhob und das Zimmer verließ. Botho, verwundert über den Vorfall, fragte seinen Erzieher, was es mit jenem Prozeß denn eigentlich auf sich habe? Dietmar aber nahm ihn bei der Hand, um ihn auf die Eisbahn zu führen, für die er ihm ein paar

Schlittschuhe von der Reise mitgebracht hatte. Frau Moser blieb als die letzte im Zimmer und gebot dem Bedienten, das Dessert wieder mitzunehmen. Sie hatte bei der Unterhaltung keine Miene verzogen und waltete auch jetzt in kühlster Ruhe, im Stillen aber hatte sie bereits einen Entschluß gefaßt, dessen Ausführung sie nur für einen passenden Augenblick aufsparte.

Wenn Dietmar erwartet hatte, in der Entfernung Ruhe zu finden, sein Herz wohl gar zu bezwingen, so mußte er bald die Erfahrung des Gegenteiles machen. Denn täglich, stündlich trat ihm Cornelias Bild nur lebhafter entgegen, eine leidenschaftliche Sehnsucht zog ihn zu der geliebten Herrin zurück, und seine Neigung wuchs ihm unter den Vernunftgründen, die er ihr entgegensetzte, nur gebieterischer zu Häupten. Gleichwohl und ob es ihn täglich mehr und mehr „nach Hause“ drängte, wollte er die für die Reise bestimmte Zeit auf die Stunde innehalten. Und als er zurückkehrend die Dächer des Gehöftes, das Herrenhaus in dem jetzt winterlichen Garten, von weitem erkannte, da jubelte sein Herz, aber zugleich machte er sich die ganze Gefahr deutlich, der er entgegenging, wenn er sich nicht wenigstens äußerlich zur Ruhe zwang. Er hatte früh gelernt in seinem Wesen gefaßt zu erscheinen, auch wenn es innerlich bei ihm stürmte, und so nahm er alle Kraft zusammen, um sich nicht zu verraten. Diese Gewaltanstrengung aber war es, welche ihn unwillkürlich weiter gehen ließ als er beabsichtigte, indem sie sein Wesen ablehnender machte, seinen Ausdruck verschärfte, schroffer erscheinen ließ als er eigentlich beabsichtigte. Er erschrak oft selbst davor, sowie über die Wirkung, die er hervorrief. Selbst sein Einlenken schien mehr zu verschlimmern als zu begütigen.

Cornelia fühlte sich fortan täglich durch ihn verletzt, ja beleidigt, sogar dann, wenn er keinen Anlaß dazu gegeben hatte; und die gleichen Empfindungen machten sich bei Dietmar geltend, wenn er aus Cornelias Gegenreden nur noch den abweisenden Ton der „Gräfin“ herauszuhören glaubte. Man war eben auf einen Punkt gelangt, wo Leidenschaft, Selbstgefühl, Groll und Bitterkeit auf beiden Seiten den Trotz wider den Trotz in die Waffen rief, und das Schlimmste war, daß jedes von beiden den bösen Trotz gegen das eigene bessere Gefühl schmerzlich empfinden mußte. Ein solches Verhältnis im Hause konnte nur aufreibend wirken, wenn nicht eine wenigstens ablenkende Vermittelung eintrat. Das Mittel aber, welches Cornelia anwendete, sollte ihr nur neue Aufregung bringen.

Sie zog die Tochter ihres Verwalters immer näher zu sich heran, nicht um in dem jungen Mädchen eine Freundin oder gar eine Vertraute zu suchen, sondern nur um die Stunden auszufüllen und die Gedanken anders zu beschäftigen. Und wenn sie dann lange mit ihr musiziert hatte, behielt sie die Gundel auch zum Abend, um die Unterhaltung leichter und harmloser zu erhalten. Gundel war eine heitere, lebenswürdige Natur und verstand es, auch dem stockenden Gespräch immer eine neue Richtung zu geben. Und da sie sich mit Dietmar gern unterhielt, auch wohl einen munteren Ton gegen ihn anschlug, betrachtete er das Gespräch mit ihr zuweilen wie eine wohlthätige Ablenkung seiner Gedanken, und ging scherzend und herausfordernd auf ihre Wendungen ein. Cornelia stutzte und wurde aufmerksam, ein böser Argwohn tauchte in ihr auf. Sie wollte Vertraulichkeiten, geheimes Einverständnis zwischen beiden entdecken. Deutlicher und sichtbarer ließ die geängstigte Einbildung das Erschreckende vor ihren Blicken aufsteigen. Es war zum letzten mit ihr gekommen: sie fühlte Eifersucht, brennende Eifersucht auf die Tochter ihres Verwalters! Diese Entdeckung war für sie

fast vernichtend. Sie hätte das Mädchen hassen mögen und wollte es nicht mehr sehen. Und doch, wenn sie es aus ihrer Nähe verbannte, gab sie den Beiden nicht Gelegenheit, sich um so öfter heimlich zu sehen? Nein, nein, die Gündel mußte täglich, mußte wo möglich immer in ihrer Gesellschaft sein, um der Vertraulichkeit mit ihm mehr entrückt zu bleiben! Gündel war recht sehr verwundert über das wachsende Bedürfnis der Gräfin nach ihrer Gesellschaft, zumal die Laune der Herrin nicht die beste war. Das junge Mädchen ließ sich manchen Abend nur widerwillig festhalten und seufzte im Stillen, denn es wußte sich eine viel angenehmere Unterhaltung zu Hause, die ihr dadurch verloren ging.

Eines Abends fiel es den wachsamem Blicken der Gräfin auf, daß Dietmar sich in dem Augenblicke verabschiedete, da Gündel sich empfahl, also mit ihr zugleich das Zimmer verließ. Cornelia fühlte, daß ihr Herz sich krampfhaft zusammenzog. Sie sind mit einander einverstanden, er begleitet das Mädchen nach Hause, sie haben noch heimliche Gespräche mit einander! Das war für Cornelia eine Gewißheit. Wenn sie jetzt in ein unerhelltes Zimmer auf der anderen Seite des Hauses schlich, konnte sie den Heimweg des Mädchens über den Gutshof beobachten, konnte sich überzeugen —!

Dem Gedanken folgten Entschluß und Ausführung auf dem Fuße. Sie eilte hinüber, lauschte durch das Fenster und erblickte die Gündel am Arme eines Mannes dahinschreitend. Es mußte Dietmar sein! Wer anders hätte es sein können?

Das war zuviel für Cornelia. Sie schritt in ihr Schlafgemach, schob hastig den Riegel vor, um ihre hervorstürzenden Thränen zu bergen, und fühlte eine unennbare Qual im Herzen. Sie wurde verschmährt, wo sie liebte! Auch das verletzte Selbstgefühl machte sich geltend und ihre schmerzliche Bewegung nur verbitterter. Ihr, der vielumwobenen, schönen Frau wurde dieses Mädchen vorgezogen! Sie wurde verschmährt! Und von wem? Sie fuhr empor, wie von einem Gedanken der Vergeltung aufgestachelt. Sie haßte Dietmar. Sie hatte ihn für stolz gehalten, jetzt hielt sie ihn für niedrig, für ihrer unwert. Ja, sie glaubte ihn zu verachten — und was ein liebendes, aber im tiefsten beleidigtes Herz nicht alles zu können glaubt! Denn ihre immer reichlicher fließenden Thränen drangen doch aus einer Quelle, die nicht der Haß, sondern die Liebe geweckt hatte.

Am anderen Morgen mußte die Gräfin eine neue Erfahrung machen. Ein häusliches Geschäft führte sie in das obere Geschoß, welches sie sonst nicht häufig betrat. Die Thür eines Garderobenzimmers, welche sie geschlossen zu haben glaubte, war nur angelehnt, so daß Cornelia ein Gespräch, welches auf dem Corridor geführt wurde, anhören mußte. Sie erkannte die Stimmen Dietmars und ihres Bedienten. Der letztere verlangte einen Befehl über eine Anordnung, die nicht den Erziehern anging, sondern von dem Haupte des Hauses ausgehen mußte. Dietmar gab ihm das zu verstehen und wies ihn an die Gräfin.

„Herr Dietmar,“ entgegnete der Diener, „warum wollen Sie es nicht gleich bestimmen? Die Frau Gräfin schiebt mich mit meiner Frage doch zu Ihnen zurück. Sie sind so gut wie Herr im Hause und brauchen Ihren Willen nur auszusprechen.“

Dietmar geriet über diese Worte, die vielleicht ohne Nebenbedeutung gesagt waren, in Aufregung. „Sie sind nicht klug, Andreas!“ rief er. „Ich bin nicht Herr, ich will nicht Herr im Hause sein! Kümmeren Sie sich allein um die Befehle der Frau Gräfin!“ Er trat in sein Zimmer zurück.

Cornelia hörte, wie er die Thür heftig schloß und Andreas die Treppe hinabging, aber sie wagte sich noch nicht aus dem Gemache. „Er will nicht Herr im Hause sein, und ist es doch!“ so dachte sie. „Die Dienerschaft erkennt ihn als Herrn an! Und wer bin ich? — Wenn ich ihn aus dem Hause entlasse? Ihm gleich heut den Abschied gäbe? Es wär eine Rache —!“ Aber sie seufzte bei ihren Nachgedanken tief auf. „An wem würde ich mich dadurch rächen? Ist es nicht hier, so finden sie sich anderswo!“ Und sie sagte sich ferner: „Für Bothos Erziehung ist er doch nicht so leicht zu entbehren! Nein, er mag bleiben, aber ich selbst werde das Haus verlassen. Ich schreibe den Freunden, — ohne Verzug — daß ich nach Berlin zurückkehre!“

Es kam heute doch nicht zu dem Briefe, und es sollte auch an den nächsten Tagen noch nicht dazu kommen. Fürs erste schienen der Gräfin ein paar Einladungen ganz annehmbar, ja sie begrüßte dieselben beinahe als Rettungsmittel aus dem Bannkreise ihrer Gedanken. Sie fuhr Abends nach der Stadt, langweilte sich und kam spät in stiller Verzweiflung zurück. Trotzdem hatte sie für den dritten Tag Gesellschaft eingeladen, in welcher sie die angenehme Hausfrau spielen mußte. Von einigen Seiten wurde nach Dietmar gefragt, der aber war durch ein leichtes Unwohlsein seines Zöglings heute entschuldigt. Als die Gäste sich entfernt hatten, warf sich Cornelia erschöpft und wie gebrochen auf den Divan. Sie fühlte sich unglücklich, im tiefsten unglücklich.

Aber schon der nächste Morgen sollte sie von einem Teil dieser Qualen befreien. Der Verwalter ließ sich bei ihr melden. Herr Hollmann hatte

sich festlich angethan und begann: „Ich komme, der Frau Gräfin die Verlobung meiner Tochter zu melden —“

Cornelia bebte, denn sie mußte auf alles gefaßt sein.

„Die jungen Leute mögen einander nun einmal gern, meine Frau ist von ihnen gewonnen, was soll ich dagegen thun? Ich schäze den jungen Mann zwar sehr, aber Rothelm ist freilich noch nicht in einer Stellung —“

„Rothelm? Unter Gärtner?“ rief Cornelia, noch kaum glaubend an das Glück dieser Wendung.

„Nun ja, unser Gärtner Rothelm! Ich bin überzeugt, daß noch etwas Bedeutendes aus ihm werden kann — nur freilich werden die Kinder eine Weile mit der Heirat warten müssen. Rothelms Stellung bei uns ist nicht so, daß man einen Hausstand darauf gründen könnte. Herr Dietmar macht ihm Ausichten auf einen Platz bei dem Freiherrn von Elfeld. Ja, unser Herr Dietmar! Er ist mit Rothelm befreundet, und ich will nur bekennen, daß er es war, der mich schließlich zum Nachgeben bewogen hat. Sie können sich denken, Frau Gräfin, wie dankbar ihm das junge Paar ist! Und schließlich wir alle! Meine Gündel sagt, er wäre der gute Genius auch unseres Hauses!“

Cornelia fand in ihrer Überraschung kaum Worte, und das erste, was sie zu äußern vermochte, war ein von Herzen kommendes helles Aufschauen. Dann sprach sie ihre Billigung und ihre Glückwünsche aus — und sie waren in der That aufrichtig! Für Rothelm sollte nicht nach einer anderen Stellung suchen, sie wollte sein Gehalt erhöhen, verdoppeln — ja sie hätte es in diesem Augenblicke verzehnfacht! Auch eine bessere Gärtnerwohnung versprach sie, oder noch besser, den Bau eines hübschen Hauses für den Gärtner, welches zugleich ein Schmuck für den Park werden konnte. Dergleichen hatte ja der verstorbene Graf schon geplant, und der Platz dafür war längst ausersehen. Und in ihrer großartigen Gebelanne stellte Cornelia neue Gewächshäuser in Aussicht, ganz für die wissenschaftlichen Zwecke Rothelms, sowie weitere Parkanlagen, wobei er seine künstlerischen Pläne verfolgen könne. „Und nun, mein lieber Hollmann, so schloß sie, schicken Sie mir die Glücklichen recht bald, denn ich erwarte es kaum, mein liebes Gündel persönlich als Braut zu begrüßen!“

Man kann sich vorstellen, in welcher Stimmung der Verwalter nach Hause kam, und mit welcher Freude seine Nachrichten von der Familie aufgenommen wurden.

Auch Cornelia fühlte sich beglückt durch eine Erlösung von Zweifeln und aufreibenden Qualen. Wie bat sie im Stillen den — freilich immer noch „bösen“ Freund um Verzeihung! Wie bereute sie ihre Anklagen, wie schämte sie sich vor sich selbst und vor ihm all des Argwohns, ihrer Launen, ihres Betragens! Und wie schalt sie sich um ihrer Blindheit willen, daß sie jüngst den abendlichen Begleiter der Gündel für Dietmar hatte nehmen können! Es war ja Rothelm gewesen, der sie bereits an der Thür erwartet hatte! Nur ein ganz bethörtes Auge konnte seine Gestalt mit der Dietmars verwechseln!

In dieser innerlich befreiten Lage sagte sich Cornelia aber doch, daß vorerst nichts weiter gewonnen sei, als eben die beruhigte Stimmung. Aber das war für den Augenblick schon sehr viel. Sie konnte nun wieder heitere Gespräche führen, konnte lebenswürdig sein, wie es in ihrer Natur lag, und um das Unrecht, welches sie Dietmar gethan, gut zu machen, wollte sie auch ein noch freundlicheres Entgegenkommen nicht scheuen. Sie bemerkte, wie der Druck, der augenscheinlich auf dem Gemüte Dietmars lastete, zu schwinden begann, der starre Ernst aus seinen Zügen wich und seine Zunge sich löste. Ja, sie hörte aus seinem Gespräch einen wärmeren Ton heraus, sah in seinen Blicken einen Ausdruck, der ihr das höchste Glück verkündete.

Eines Abends kehrte Dietmar spät in sein Zimmer zurück. Botho schlief schon lange, er selbst aber durfte nicht so bald auf ruhigen Schlummer hoffen. Seine Stirne glühte, in seinem Innern stürmte ein Chaos einander bekämpfender Gedanken und Regungen. Fast war er so weit, alle Verstandesgründe, alle Einwendungen seines Stolzes, alle erfülltsten Notwendigkeiten über den Haufen zu werfen, um allein der Stimme seines Herzens zu folgen; ja schon durch-

riefelte es ihn bei dem Gedanken eines Bekenntnisses seiner Liebe wie innere Erlösung, Befreiung, unsagbares Freudengefühl.

Aber das menschliche Gemüt ist voll seltsamer Rätsel, und so wird der Augenblick, der das erlösende Wort hätte bringen sollen, auch wohl in plötzlicher Gegenwirkung wie durch einen Dämon der Verneinung getrübt. Über das mögliche Glück der Gegenwart hinaus flog Dietmars Denken in die Zukunft, die sich ihm mit einemmal von einem erschreckenden Lichte erhellt zeigte. Sah er sich an der Seite eines schönen und angebeteten Weibes, so wollte er seine und Cornelias Lage doch als die mislichste, ja unerträglichste erkennen. Er hatte Besitz und Reichthum von der Hand einer Frau empfangen, und wenn man ihn darum beneidete, so wurde er von der Gesellschaft doch nicht für voll angesehen, als Eindringling wohl gar mißachtet. Und dieselbe Gesellschaft spottete über die Wahl Cornelias, verfolgte sie mit übler Nachrede, ließ sie diese Wahl entgelten, vielleicht bis zur höhnischen Ausscheidung aus ihren Kreisen. Bäunte sich sein Stolz auf gegen das, was ihn selbst betraf, so erfüllte ihn innerste Empörung gegen die Möglichkeiten, welche Cornelia durch ihn zu erfahren haben konnte. Das war's! Das durfte nicht geschehen! Er durfte nicht schuldig werden an dem Schicksal der Geliebten, durfte ihr bittere Lebenserfahrungen nicht bereiten, Erfahrungen, die sie selbst vielleicht nicht voraussah oder unterschätzte. Er mußte sie von seiner Gegenwart befreien, ihr entsagen, sie und sich selbst dazu durch eine schnelle Entfernung retten! Die erschreckende Notwendigkeit stand plötzlich so gebieterisch vor seiner Seele, daß er meinte, nicht über die Stunde der Mitternacht hinaus unter demselben Dache mit Cornelia verweilen zu dürfen; und obgleich ihm das Herzblut stockte bei dem Gedanken an eine Flucht vor ihr, griff seine Hand fast unwillkürlich nach dem Mantel, als dürfe an keinen Aufschub mehr gedacht werden.

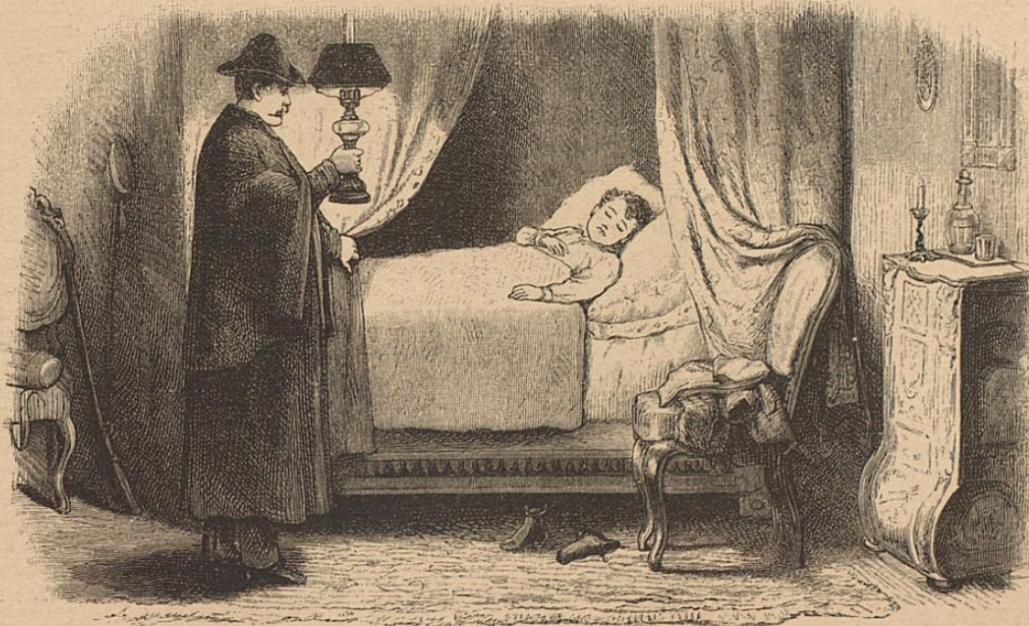
Dennoch zögerte er. Sollte er aus dem Hause gehen und die Bewohner in Zweifel, vielleicht in Sorge über sein Verbleiben zurücklassen? Es mußte ein Abschied genommen werden — ja, wenigstens ein schriftlicher Abschied! Hastig setzte er sich zur Lampe nieder, um zu schreiben. Aber was sollte er der Feder anvertrauen? Die ganze Bitterkeit des Scheidens überkam ihn, das Gefühl der Unmöglichkeit, alles auszusprechen, was er auf dem Herzen hatte. Endlich mit vor Aufregung zitternder Hand begann er: „Wenn diese Zeilen an Sie gelangen, Frau Gräfin, bin ich selbst nicht mehr in Ihrem Hause.“ Nein, dieser Anfang war zu gewöhnlich! Er zerriß das Blatt und begann noch zweimal, um auch diese Anfänge wieder zu vernichten. Den nächsten, schon fast vollendeten Brief knitterte er, wütend über sich selbst, zusammen und verbrannte ihn im Ofen. Nicht besser ging es einem folgenden. Der eine lautete herzlos, erzwungen, kalt, der andere wie ein offenes Bekenntnis seiner Leidenschaft. Es mußte aber doch eine endgiltige Form gefunden werden! Und während Stunde um Stunde der Nacht vorüberging, fand sich denn endlich diese Form — ungenügender als alle bisherigen Versuche, wie er sich sagte. Hatte er doch nicht vermeiden können, das auszusprechen, oder doch klar genug durchblicken zu lassen, was eigentlich verschwiegen werden sollte! Denn es war ja nicht zu verhehlen, es war ja der eigentliche Beweggrund seiner Entfremdung! Er schwankte noch einmal, ob er diesen Brief als seinen Abschied hinterlassen sollte? Aber er hätte noch ein Duzend Briefe schreiben können, sie würden ihm alle nicht genügt haben. So schloß er ihn seufzend und machte sich daran, seine Sachen und Papiere zusammenzulegen und einzupacken. Nur das Nötigste behielt er für seine Taschen, um es auf die Flucht mitzunehmen, das Ubrige wurde zur Nachsendung zurecht gelegt. So kam die Morgenstunde heran, die freilich von der Winterfonne noch nicht erhellt wurde. Er öffnete das Fenster und blickte mit überwachenden Augen in die dunkle Stille des Gartens hinaus. Es mußte sein! Da draußen hinter den schwarzen Tannenzweigen lag seine Straße. Schon hatte er den Mantel um die Schultern geschlagen, als er noch einmal die Lampe ergriff, um einen Blick auf den schlafenden Knaben zu werfen. Auch von ihm sich zu trennen wurde ihm schwerer als er sich gedacht.

Da glaubte er leises Geräusch zu vernehmen, ein Zeichen, daß die Dienerschaft das Haus für den Tag zu rüsten beginne. Schnell erhob er sich, auch für seinen Tag gerüstet, und verließ das Lager seines Zöglings.

Andreas, der Diener, erschrak, als er Dietmar die Treppe herabkommen sah. „Ich muß verreisen,“ rief dieser halblaut, „will zum nächsten Bahnzuge auf der Station sein! Diesen Brief geben Sie in einigen Stunden der Frau Gräfin!“

„Aber, Herr Dietmar!“ entgegnete Andreas, „zu Fuß und in dieser Zeit —! Es ist ja viel zu früh! Erst um zehn Uhr —“

Aber Dietmar hörte nicht auf die Entgegnung. Von seinem Entschlusse getrieben, eilte er an dem Diener vorbei, aus der Thür und über den Gutshof. Er hatte nicht darauf geachtet, daß die Thür hinter ihm laut zuschlug und der Schnee unter seinen Tritten knirschte; er ahnte nicht, daß zwei wirthschaftlich frühwache Augen den Flüchtling aufmerksam erspähten, um



Abchied von Botho.

zu erforschen, wer da so zeitig und in Eile das Haus verließ. Die Hähne krächten in den Ställen dem Morgen entgegen, der Hofhund schlug an — Dietmar beeilte seine Schritte, gewann die Landstraße und bezwang sein Herz, nur noch einmal zurückblicken nach der Stätte, wo er seinem Lebensglück entsagt hatte. —

Lag die Dämmerung draußen über Feldern und Bergen, so zündete man im Hause noch die Lampen an und ging auf leisen Sohlen, um den Schlaf der Gutsheerrschaft nicht zu stören. Aus ihrem Zimmer kam den Gang entlang Frau Moser mit dem Licht in der Hand. „War das nicht Herr Dietmar, der so früh ausging?“ fragte sie den Diener. Andreas erzählte befreit von der seltsamen Hast des Hausgenossen und zeigte den Brief vor, welchen derselbe für die Gräfin hinterlassen hatte. Frau Moser warf nur einen flüchtigen Blick auf das Schreiben und in gelassenem Tone sagte sie: „Geben Sie der Frau Gräfin den Brief nach dem Frühstück. Die Reise des Herrn Dietmar hat nichts Auffälliges. Er wird in der Stadt noch Geschäfte haben, die er vor Abgang des Tages erledigen will.“ Dann stieg sie die Treppe hinauf, trat zuerst vor Bothos Lager, fand den Knaben in tiefem Schlafe, und sah sich dann in Dietmars Zimmer um. Da stand der Koffer gepackt und verschlossen, der Rest seiner Habseligkeiten in einer Reisetasche daneben, alles in größter Ordnung, nur das weiße Papier auf dem Schreibtische durcheinander geworfen, und vor dem Ofen die Spuren, daß über Nacht Schriftstücke verbrannt worden waren. Frau Moser fühlte sich überzeugt, daß der Bewohner des Zimmers das Haus für immer verlassen haben wollte, und mit Beruhigung ging sie an ihre Tagesgeschäfte.

Der Flüchtling aber befand sich nach einer halben Stunde vor dem kleinen Bahnhofgebäude, welches ungefähr gleichweit von dem Gute wie von der Stadt ablag. Noch herrschte hier tiefe Stille, ja er fand verschlossene Thüren und mußte, den Weg vor dem Hause auf und absteigend, dem Erwachen des Tages entgegenharren. Endlich näherte sich durch den Frühnebel ein Mann mit einer Laterne. Es war ein Bahnwärter, von welchem Dietmar erfuhr, daß ihm vor zehn Uhr vormittags gar kein Zug zur Verfügung stehe, er möchte reisen wollen nach welcher Richtung es sei. Denn die Station bildete keinen Knotenpunkt, die Bahn führte an der Stadt einfach vorüber. Wirklich kam ihm jetzt erst in Erinnerung, wie man diesen Mangel schneller aufeinander folgender Züge häufig als einen Mißstand für die Gegend beklagt hatte, und er erschraf fast vor der Notwendigkeit, in seiner Flucht um mehrere Stunden gehindert zu sein. Er hatte Zeit, den Aufgang der Sonne zu erwarten und zu überlegen — ob er denn überhaupt abreisen sollte? Denn diese Frage drängte sich mehr und mehr in den Vordergrund seiner Betrachtungen. Sein Unternehmen kam ihm plötzlich so abenteuerlich, so albern, so verrückt vor, daß er fast außer sich geriet. Wenn er aus früheren Stellungen geschieden, so war es im Einvernehmen mit dem Hause und mit anständiger Verabschiedung geschehen; hier aber wollte er seiner Verpflichtung geradezu entlaufen, er wollte fahnenflüchtig werden! Ja, er fühlte sich strafwürdig, und wendete die schärfsten Worte des Tadels über sein Betragen gegen sich an. Aber wenn er jetzt zurückkehrte, unmittelbar nach diesem Briefe an die Gräfin, wie sollte er vor ihr erscheinen? Als reuig Heimkehrender? Als Liebender, mit dem Worte des Bekenntnisses und der Werbung auf seinen Lippen? Das wäre freilich am meisten nach seinem Herzen gewesen! Aber durfte er nach einem solchen Betragen noch auf Verzeihung rechnen? Nach einem solchen Briefe —? Er wußte eigentlich nicht mehr, was er geschrieben, und ihm war zu Mute, als ob er die größten Grobheiten darin ausgesprochen hätte. Der sonst so gefasste und thatkräftige junge Mann fühlte sich zum erstenmal in einer Ratlosigkeit, die ihn zur Verzweiflung brachte. In dieser unerquicklichen Lage muß er fürs erste sich selbst überlassen bleiben. —

Es geschieht wohl, daß wir nach Stunden eines gesunden Schlafes morgens erwachen mit dem Gefühl, als müßte uns der Tag etwas Schönes und Beglückendes bringen. In einer solchen festlichen Stimmung erwachte Cornelia, und der Sonnenschein, der vom klaren Winterhimmel in ihr Zimmer drang, bestärkte sie in ihrem beglückenden Lebensgefühl. Und wie uns morgens beim Aufstehen die Ereignisse des letzten Abends sofort wieder einfallen, Unterhaltungen, ein paar bezeichnende Worte, zuweilen eine Melodie, so gedachte Cornelia mit Freude der Gespräche mit Dietmar, wie viel Schönes und Beherzigenswerthes er gesagt, und sie wollte aus dem Klange seiner Stimme, aus seinen Augen herausgelesen haben, was sie in innerster Seele beglückte. Ein heitres Lied vor sich hinstimmend trat sie in das Frühstückszimmer, da Botho eben zu der andern Thür hereintrat. Sie breitete die Arme aus zum fröhlichen Morgengruße, der Knabe aber fragte mit bestürzter Miene, wo Herr Dietmar geblieben sei? Derselbe habe die Nacht gar nicht geschlafen, da sein Bett unberührt sei, und Andreas behauptete, daß Dietmar in der Frühe habe verreisen müssen. Der eintretende Diener bestätigte das und überreichte der Gräfin den für sie hinterlassenen Brief. Cornelia erbrach ihn schnell. Sie erschraf über den Inhalt der ersten Seite, und doch frohlockte ihr Herz. Denn sie erfuhr, daß sie geliebt werde, aber zugleich, daß der Liebende ihr entflohen sei. Diese Nachricht

wollte ihr die Fassung rauben, allein sie mußte sich vor ihrem Sohne und dem Diener zusammennehmen, zumal Bothos Augen mit Spannung an ihren Zügen hingen. „Herr Dietmar ist in Geschäften verreist,“ sagte sie. „Er wird bald wiederkommen.“ Die letzten Worte kamen so unsicher, ja zitternd von ihren Lippen, daß Botho beängstigt die Frage that, ob Dietmar auch wirklich wiederkommen werde? Sie suchte es zu versichern, aber es war ihr kaum möglich, das Frühstück mit ihrem Sohne zu teilen, oder bei dem seinigen nur auszuhalten. „Geh für die nächsten Stunden hinüber zum Verwalter, liebes Kind!“ sagte sie. „Geh zu Rothelm! Grüße die Gundel! Ich bin beschäftigt.“

Dann begab sie sich mit ihrem Briefe in das Wohnzimmer, um ihn ungestört zu lesen. Sie wurde geliebt! Das Bekenntnis stand da! Und das war im ersten Augenblick die Hauptsache! Aber sie erstaunte, daß ein Mann einer Frau seine Liebe gestehen konnte, um ihr doch aus purer Liebe zugleich davonzugehen! Gedanken, Empfindungen, Pläne, Erwägungen, Freudiges und Beängstigendes durchkreuzten ihre Seele in den nächsten Minuten. Die Männer, welche bisher nach ihrer Hand gestrebt hatten, trachteten doch vorwiegend nach ihren Besitztümern, dafür hatte sie so manche Erfahrung. Der Mann aber, für den ihr Herz sich entschieden hatte, den sie mit tiefster Leidenschaft liebte — sie empfand es jetzt erst ganz, da sie ihn verlieren sollte — der Mann, der ihr die gleiche Neigung nicht verhehlte, dieser merkwürdige Mann verschmähte ihre Besitztümer, und wollte darum auf ihre Hand verzichten! Es widerstrebte seinem bürgerlichen Stolze, aus der Hand einer Gräfin ein äußeres Lebensglück zu empfangen! Er meinte in ihre Kreise nicht zu gehören, und wollte nicht zu ihnen gehören! „Was sind denn meine Kreise?“ rief sie. „Und warum soll ein Mann wie er darin nicht verkehren? Brauche ich dieselben denn zu meinem Glücke? Kann ich denn in den seinigen nicht noch glücklicher werden? Meine guten alten Eltern! Sie waren doch recht gut bürgerlich — und ich bin es auch! Ja, ich bin es!“ So dachte Cornelia vor wenigen Monaten noch nicht, jetzt aber wiegte sie sich in diesem Gedanken, denn sie liebte und alle Vorurteile verschwanden vor der Macht ihrer Liebe. Aber diesem beglückenden Gefühl wurde im Augenblick durch die erschütternde Thatsache die Wage gehalten, daß Dietmar ihr entflohen sei, daß er entfuge, sein Lebensglück aufgeben und zugleich das ihrige vernichten wollte. Was sollte sie thun, was versuchen, den Flüchtigen zu erreichen? Sie vermutete, daß ein Charakter, wie er, mit seinem Entschlusse Ernst machen werde, und ein Schauder überkam sie in ihrer Ratlosigkeit. Ruhelos durchschritt sie die Zimmer und besand sich ohne bestimmten Plan plötzlich im Gewächshause, wo sie sich auf eine Bank niederließ. Es war der Platz, wo sie vor etwa zehn Monaten jenen Brief gelesen, in welchem ihr Hans Dietmar als der für Bothos Erziehung geeignete junge Mann empfohlen wurde. Was hatte sich in dieser kurzen Zeit nicht alles verändert! Bothos Erziehung — nun ja, sie war in den wünschenswertesten Händen! Aber war nicht zugleich ihre eigene Erziehung umgestaltet, war Cornelia nicht selbst eine andere geworden? Damals ein ruhelooses Weltkind, ohne Ernst, ohne inneren Halt, ohne einen Mittelpunkt, um den ihr Denken und Leben hätte kreisen sollen; und jetzt? Ein liebendes Weib, welches zum erstenmal in dem geliebten Manne ihre Welt sah, und dem der innere Halt für alle Zeit verloren war, wenn es schmerzlich verzichten mußte. Wie sollte es ferner werden, wenn Dietmar wirklich nicht wiederkehrte? So mächtig überkam sie das Gefühl ihrer einsamen Ratlosigkeit, daß Thränen aus ihren Augen stürzten und sie in ein krampfhaftes Weinen verfiel.

Aber nachdem der innere Aufruhr sich ausgetobt hatte, gelang es ihren Gedanken, geordnetere Wege zu gehen. Wie eine innere Erleuchtung kam es ihr zum Bewußtsein, daß Dietmar noch gar nicht so weithin entflohen sein konnte. Der einzige Morgenzug, der ihn hätte entführen können,

ging erst um zehn Uhr ab, das wußte sie von ihrem häufigen Abreisen her, und es war nur eben neun Uhr vorüber. Wenn sie schnell anspringen ließ, kam sie noch zurecht ihn einzuholen, ihn vielleicht zurückzubringen. Sie sprang auf — und dennoch zauderte sie vor einem solchen Schritte. Er konnte in der Stadt einen Wagen genommen haben, konnte zu Fuß in die Weite gegangen sein; es war ihm alles zuzutrauen, wenn er fest entschlossen war, sie zu verlassen. Aber die Festigkeit dieses Entschlusses galt es doch noch zu prüfen. Cornelia war keine thatkräftige, zu raschem Handeln geneigte Natur, in diesem Augenblicke aber fühlte sie die Notwendigkeit, für sich selbst zu handeln, denn es ging ihr um Leben oder Sterben. Sie hoffte den Flüchtling noch einzuholen, und eilte durch das Gewächshaus, um den Befehl zu geben.

Da sah sie an einer lichter Stelle der Palmengebüsche durch die Glaswand eine Gestalt in Hut und Mantel draußen wie unschlüssig auf- und niedergehen. Cornelia hemmte ihren Schritt und schrie fast auf vor jubelnder Freude. Er war es! Dietmar! Nun gab es keinen Rückhalt mehr. Sie flog auf die nach dem Garten führende Glashür, Dietmar erkannte sie, öffnete und stürzte zu ihren Füßen, ihre Hände mit Küffen bedeckend.

„Ich wollte Ihnen entfliehen,“ rief er; „ich konnte es nicht! Ich mußte zu Ihnen zurück, um alles über mich ergehen zu lassen, was Sie über mich verhängen! Verbannen Sie selbst mich jetzt, so muß ich in Verzweiflung scheiden! Aber diesen einen Augenblick werde ich festhalten, als einen einzigen Strahl der Seligkeit, bevor ich das Licht meines Daseins für immer verlieren soll! Cornelia! Ich liebe Sie! Mit jeder Regung meiner Seele! Grenzenlos! Ewig!“ Die gewaltige Erschütterung seines Innern gab ihm Worte auf die Lippen, die Cornelia wie neue Jugend entzückten.

„Dietmar! Geliebter!“ rief sie. „Erhebe dich! Ich fühle gleich dir! Wir gehören einander! Ja, ewig! Ewig!“

Die Glücklichen standen in langer, wortloser Umarmung, vom beseligenden Gefühle des Augenblickes ganz hingenommen. Dann aber führte Cornelia den Geliebten noch einmal zu dem Plage, den sie nur kürzlich verlassen hatte. Dort hieß sie ihn niedersitzen und erzählte ihm, wie es gekommen, daß sie ihn lieben müsse, von ihrer Dankbarkeit für Bothos Erziehung, von ihrer eigenen Wandlung zwischen inneren Kämpfen von Groll, Eifersucht, häßlichen Regungen und endlich unbedingter Hingebung. „Du wolltest nicht Herr im Hause sein!“ fuhr sie in strahlender Heiterkeit fort: „Du warst es dennoch und mußt es nun bleiben. Im übrigen mache aus mir — was aus mir zu machen ist! Ich werde, wenn du willst, Lehrersfrau am Gymnasium, ich werde Professorsfrau, und am Ende werde ich noch so, wie du dir einst beim Auslösen der Pfänder deine künftige Frau denken mußt!“

„Nein! Nein! Nein!“ rief Dietmar glücklich lachend und ihre Hand an seine Lippen pressend. „Ich dachte sie mir damals ganz anders, dachte sie mir so, wie ich sie jetzt im Übermaß aller Freude mein nenne! Aber wenn ich nach deinem Willen — Herr im Hause sein soll, dann laß mich thätig sein auf meinem eigenen Gebiete und die sogenannte große Welt nichts mehr für uns bedeuten! Mein Leben gehört der Wissenschaft, es verlangt nach geistiger Arbeit, die auch dem Meinen nichts Fremdes zu sein braucht. Mich lockt vor allem eine akademische Thätigkeit. Folge mir in meine Welt, in der auch dein Knabe nicht zu Schaden kommen wird. Bothos Erziehung hat uns zusammengeführt, sie soll auch ferner unser Augenmerk sein!“ Ein herzlicher Blick und Kuß sagten ihm, daß Cornelia mit allem einverstanden war.

Botho kam von draußen hereingesprungen. „Weihnachtsbäume! Lauter Weihnachtsbäume!“ rief er, auf die beschneiten Tannen im Garten weisend. „Die Gundel sagt, in vierzehn Tagen schon würden die Lichter angezündet!“ Er sprang davon, da etwas anderes im Gewächshause seine Aufmerksamkeit erregte.

„Ja, das schöne Fest naht heran!“ sagte Cornelia zu ihrem Verlobten. „Es soll uns schon als Verbundene finden! Bis dahin aber, mein Geliebter, gebe ich dir wirklich auf einige Zeit Urlaub! Reise mir voran nach Berlin, ich folge dir! Wir feiern unsere Vermählung ganz in der Stille und kehren als Mann und Weib zum Feste hierher zurück. Botho —!“ Der Knabe hüpfte herbei. „Botho!“ fuhr sie zu ihm gewendet fort: „Wenn Herr Dietmar dein Vater würde, könntest du ihn wie einen wirklichen Vater lieb haben?“

„Ja!“ rief der Knabe in kindlichster Unbefangenheit, die Arme zu seinem Erzieher hinaufstreckend, der ihn mit Rührung ans Herz schloß. Die drei glücklich Vereinigten wendeten sich den Wohnräumen zu, wo Cornelia ihre Untergebenen versammelte, und ihnen mitteilte, daß Dietmar fortan wirklich als Herr im Hause zu betrachten sei. Frau Moser aber erbat schon Tags darauf ihre Entlassung wegen angegriffener Gesundheit. Sie wurde reichlich belohnt und ausgestattet, und wählte einen anderen Aufenthaltsort. Ihre düsteren Vermutungen über das Geschick des Hauses sollten sich nicht bestätigen. Die Jahre vergingen ohne schreckhafte Ereignisse, und wenn das Haus im Winter wenig belebt war, so sammelte sich doch zur Zeit der Universitätsferien ein fröhliches Leben darin, welches von ungestörtem Glücke Kunde gab.



Gesunden!



Eine Fuchsfamilie auf dem Blaube. Nach dem Original-Gemälde von Joh. Deifer.

## Eine Fuchsfamilie auf dem Raube.

Tierstizze von den Brüdern Adolf und Karl Müller.

(Zu dem Originalgemälde von Deiker.)

Da liegt die alte Fuchsin auf dem Bauche hingestreckt, gefolgt von der hoffnungsvollen Schar werdender Räuber und Strauchdiebe, ihrem waidmännlich sobenannnten „Geheer“. Sie hat die halbwüchigen Jungen auf einen Streifzug geführt, auf die lebendige Schaubühne des Raub- und Gaunerlebens; weit vom Bau, der Geburtsstätte der Kleinen, in dessen Nähe sie erfahrungsmäßig nie raubt. Die alte Lehrmeisterin giebt den Jöglingen durch ihr tiefes Niederfauern ein Muster ihrer Raubfertigkeit, das in vorsichtigem Schleichern, unterbrochen von geduldigem Lauern in verdeckter Stellung und endlich im blühschnellen Zufahren auf die Beute sich befundet. Ihr ebenbürtiger Erstling vom Geheer, vielleicht das Ebenbild seines Vaters, ein werdendes Fuchstalent, hat die Mutter vor den anderen Geschwistern schon begriffen und ahmt dem Vorbilde in der lauernden Stellung hoffnungsvoll nach; obgleich sein gehobener Kopf den Vorwieg der Jugend noch nicht abgelegt hat. Dagegen lassen die drei anderen Geschwister noch mehr Spuren jugendlichen Leichtsinns und mangelnder Vorsicht gewahren. Freilich läßt das der Mutter zunächst befindliche Fuchschchen die darwinisch „vererbte Gewohnheit“ des Niederfauerns beim Beschleichen der Beute schon leis hervortreten; die Schule der Erfahrung muß diesen Keim des Raubweizens aber erst noch zur besseren Entfaltung bringen. Die beiden hintersten Sprossen zeigen sich aber noch ziemlich naiv auf dem Schauplatz der Raubthätigkeit. Der Ältere von beiden reckt den Kopf unvorsichtig in die Höhe und blickt nach einer ganz anderen Seite hin, als nach der, woselbst die schnatternden Wildenten im Gewässer behaglich, nichts ahnend lagern. Das jüngste der jungen Gaunercharaktere endlich guckt ins blaue Ungewisse hinaus, hält aber stehend in seiner Bewegung inne, vermutlich weil es das Schnattern der Wasserbewohner vernommen und auch an der niedergeduckten Mutter das stumme Kommando eines Haltemomentes abgemerkt hat.

So steht vor uns die meisterlich entworfene Gruppe der Fuchsfamilie, naturgetreu und charakteristisch dem Leben abgelauscht. Ob wohl die Alte zum Ziel ihres Raubes gelangt? fragt unwillkürlich der Beschauer in uns. Hat der geweckte Kopf der Erfahrenen die Vorsicht beobachtet, gegen den Wind auf das Opfer loszuschleichen, damit diese nicht den heranwachsenden Feind wittere, und versucht keines der kleinen Lehrlinge durch tollpatschiges, unvorsichtiges Gebahren die nach allen Regeln der Behutsamkeit und Perfektion vorschleichende Alte in den Gang ihrer vorbildlichen Jagd; dann wird sie auch schließlich in wohlberechnetem letzten Abstand von dem Geflügel den sicheren Sprung auf dasselbe ausführen und ein Opfer packen. Die staunende, lästerne Schar sieht dann in der gelungenen Jagd der Alten, die mit geschwungener „Rute“ (Schwanz) und triumphierenden Blicken, die Beute im Machen, aus dem Waldbache auf das Ufer steigen wird, das Bravourstück der Mutter, um sich daran ein Exempel für den künftigen Sport ihres Fuchslbens zu nehmen. — So sieht das junge Volk den Sommer über gar manche Züge des Raubweizens von der Führerin ab. Hier und da findet sich dann auch Gelegenheit, Probefstücke abzulegen, und glückliche Erfolge bilden die Jöglinge allmählich heran zu angehenden Jägern und Räubern.

Wenn die Blätter gefallen sind, sehen wir das „Geheer“ die bisher bestandene Gemeinschaft auflösen. Zwar halten sich die einzelnen Geschwister noch bis in den November öfters zusammen, also daß die Stipperschaft beim Treiben einer Dichtung nach und nach vor der Schützenlinie erscheint, um daselbst vom Hagel der Jagdgewehre begrüßt zu werden. Dann, angehend der Reinecke, beginnt eine andere Schule der Erfahrung für dich! In dieser Epoche des Krieges, den die Jäger dir für die Unbildden deiner ganzen Verwandtschaft erklärt hat, lernt dein geweckter Kopf aber alle Listen und bildet dich gar bald zu jenem typischen Bild der Vorsicht und Klugheit in Gefahr und Nöten aus. Dann siehst du, gewappnet mit diesen Eigenschaften, als der ebenso gehasste wie bewunderte heimische Tiercharakter da, als der in Fabel und Lied besungene und gefeierte Held Reinecke.

Aber wie dich der Jäger ob deiner vielen Beeinträchtigungen und Räubereien in Flur und Wald an seinem Wilde, wie dich ingleichen der Bauer, eingedenk deiner frechen Eingriffe in seine Geflügelställe hasst und verfolgt; so weiß der wahre Tierkenner, weniger einseitig als die Erwähnten, doch auch das Gute, die ökonomisch nützliche Seite in deinem Thun und Treiben zu finden und zu würdigen. Das ist deine Jagd auf Mäuse. Hier betriffst du ein Feld der Thätigkeit, auf dem du ebenso Meister bist, wie in der Jagd auf Wild und Hausgeflügel!

Gewiß, in der Mäusevertilgung leistet der Fuchs Außerordentliches und söhnt dadurch den vorurteillosen Beobachter mit seinen schädlichen Eigenschaften einigermaßen wieder aus. Ja, das vielseitige Tier nötigt uns oft geradezu Bewunderung ab, wenn wir diesen seinen Leistungen mit Aufmerksamkeit folgen. Wie räumt er unter den verderblichen Nagern auf! Viele Stunden, ja halbe Tage lang liegt er jener Jagd ob. „Am hellen Tage“ — um unsere eigene anderweitig gegebene Darstellung zu wiederholen — verläßt er im Sommer und Herbst seine Verstecke, er wird im Fang von Mäusen zuletzt so dreist, daß er sich bis auf Schußweite nahelassen läßt, um, fortgeschnecht, in geringer Entfernung sogleich wieder seiner beliebten Mäusejagd obzuliegen. Auch wandern die Füchse in Mäusejahren in die von den Nagern besfallenen Gegenden. Es ist erstaunlich, welche Masse von Mäusen das Tier in einem Tage teils verzehrt, teils tötet. Wir haben in einer Stunde es oft 16—20 Mäuse fangen und verschlucken sehen. Und ist der Fuchs gesättigt, so betreibt er den Fang aus bloßer Spielerei, aus Vergnügen. Ja, wie die Wiesel, raubt der Hochlaunige aus reiner Jagdlust weiter. „Hierher, auf den Plan des unermüdlich Mäuse zehntenden Fuchses tretet, ihr Widerfacher und Verfolger, die ihr das Tier in ewigen Bann eurer Vorurteile gethan, zollt ihm wenigstens Anerkennung, wenn ihr ihm nicht Abolition geben wollt beim Anblick dieser ebenso still als fördernd bewirkten Thaten!“

## Sankt Nikolaus.

Von André Cheuriet.

Autorisierte Uebersetzung von Natalie Kümelin.

(Schluß von Seite 420.)

Hubert Boinville hatte sich in einem alten Plüschsessel niedergelassen und einen raschen forschenden Blick über das Gemach gleiten lassen, das gleichzeitig als Wohn- und Arbeitszimmer zu dienen schien. Wenige Möbel, neben einem kleinen weißen Kachelofen mit rother Marmorplatte ein großer, ländlicher Eichenschrank; in der Mitte ein runder, mit Wachstuch bedeckter Tisch; Strohstühle und an den Wänden zwei alte kolorierte Lithographien; das Ganze sehr reinlich, mit einem gewissen ländlichen Anstrich.

Er erklärte kurz den Grund seines Besuchs.

„Ach, mein braver Herr, tausend Dank!“ rief die Witwe. „Es ist doch ein wahres Wort: ein Glück kommt nie allein... Denken Sie sich, die Kleine hat ihr Telegraphistenexamen gemacht, und so lange sie auf eine Anstellung wartet, koloriert sie bald da, bald dort Bilder... Heute wurde sie für eine große Silberbestellung bezahlt und deshalb haben wir beschlossen, heute Abend, wie in der guten alten Zeit, Sankt Nikolaus zu feiern... Erinnern Sie sich noch?“

„Aber, Großmama,“ unterbrach hier das junge Mädchen lachend, „der Herr weiß ja gar nicht, was Sankt Nikolaus ist... In Paris feiert man das Fest nicht!“

„Doch, doch, der Herr Direktor versteht ganz gut, was ich sagen will... Er ist ein Landsmann, er ist aus Clermont.“

„Sankt Nikolaus!“ entgegnete der Direktor, dessen trauriges Gesicht sich aufhellte, „das will ich meinen!... Heute ist wahrhaftig der sechste Dezember.“

Dieses Datum erweckte eine ganze Reihe Jugenderinnerungen, die ihm fröhlich durch den Kopf schwirren. Plötzlich sah er wieder den Ramin des väterlichen Hauses, der zu Ehren des Festes des Schutzpatrons geschmückt war; er hörte wieder die hüpfenden Töne der Geigen, die auf den Straßen erklangen und die jungen Mädchen zum alljährlichen Balle luden; erinnerte sich wieder der Aufregung am andern Morgen, wenn er mit noch nackten Füßen herbeilief, um in der Feuerstelle seine Holzschuhe zu suchen, die voll Spielsachen steckten, die der lustige Nikolaus auf seinem Esel nächtlicherweile durch den Rauchfang gebracht hatte.

„Wir haben also beschlossen,“ fuhr die Großmutter gesprächig fort, „heute Abend nur heimatische Gerichte zu essen. Der Gärtner von unten hat uns einen Kofskopf, Rüben und Kartoffeln geschenkt und davon machen wir eine gute Kohlsuppe; ich habe eine Lothringer Bratwurst gekauft und eben als Sie kamen, war ich dabei, Strauben zu machen.“

„Oh, Strauben!“ rief Boinville, der mittelamer geworden war, „es ist jetzt wohl zwanzig Jahre her, daß ich den Namen dieses Gebäcks aus Eiern, Milch und Mehl nicht mehr gehört, und noch länger mag es sein, daß ich es nicht mehr gegessen habe...“

Seine Züge hatten sich belebt, und das junge Mädchen, das ihn verstoßen beobachtete, glaubte einen begehrlischen Glanz in seinen dunklen Augen zu entdecken.

Während er bei der Erinnerung an die heimatische Speise nachdenklich lächelte, waren die Großmutter und Claudette ein wenig beiseite getreten und schienen eine wichtige Frage lebhaft zu besprechen.

„Nein, Großmutter,“ flüsterte das junge Mädchen, „es wäre unbescheiden.“

„Warum denn?“ entgegnete die Witwe, „ich bin überzeugt, daß es ihm Vergnügen machen würde.“

Er beobachtete die Beiden erstaunt; die Großmutter sah dies und trat wieder zu ihm.

„Herr Direktor,“ begann sie, „Sie haben uns schon so viel Güte erwiesen, und wenn es nicht zu viel verlangt wäre, möchte ich Sie noch um eine Gunst bitten... Es ist schon spät und Sie haben ein gutes Stück Weges zurückzulegen, ehe Sie zu Ihrem Essen kommen. Sie würden uns so glücklich machen, wenn Sie unsere Strauben versuchen wollten... Nicht wahr, Claudette?“

„Ja, Großmama, nur wird der Herr Direktor fürlieb nehmen müssen und am Ende wird er auch zu Hause erwartet werden.“

„Nein, niemand erwartet mich,“ antwortete Boinville und dachte an die Restauration, in der er für gewöhnlich einsam und trübselig seine Mahlzeit einnahm; „ich bin nicht verhindert, aber...“

Er zögerte noch und blickte in die lachenden, jugendfrischen Augen Claudettes; dann rief er plötzlich mit einer Ungezwungenheit, die ihm sonst nicht eigen war: „Doch ja! Ich nehme Ihre Einladung ohne weitere Umstände mit Vergnügen an!“

„So ist's recht!“ sagte die alte Dame ganz vergnügt. „Nun, Claudette, was habe ich dir gesagt?... Decke schnell den Tisch, dann holst du Wein, und ich gehe geschwind wieder zu meinen Strauben.“

Behend wie eine Cidechse, hatte Claudette den großen Schrank geöffnet. Erst nahm sie ein Tischstuch mit rotem Rand, dann die Servietten heraus. Im Handumdrehen war der Tisch gedeckt. Dann steckte das junge Mädchen eine Kerze an und ging die Treppe hinab, während die Witwe bei dem Besuch sah, den Schoß voll Kastanien, die sie einkerbte und auf der Marmorplatte des Ofens ausbreitete.

„Ist die Kleine nicht feinst und lustig?“ fragte sie... „Sie ist mein ganzer Trost... Sie erheitert mein Alter wie eine Grassmücke, die auf einem alten Dache singt.“

Dann schüttelte sie ihre Kastanien und fuhr fort: „Es giebt zwar ein schmales Abendessen, aber es wird aus gutem Herzen geboten, und dann wird es Sie auch an daheim erinnern, geht?“

Auch Claudette war wieder erschienen, mit geröteten Wangen und etwas außer Atem; die Großmutter trug die dampfende und aromatisch duftende Kohlsuppe auf, und dann setzte man sich zu Tisch.

Zwischen der biedereren, überglücklichen Greisin und dem natürlichen, fröhlichen Mädchen, vor dem nach Lavendel duftenden Tischstuch inmitten dieser fast ländlichen Umgebung, die ihn an längst entschwundene Zeiten erinnerte, erwies Hubert Boinville der Kohlsuppe alle Ehre. Er taute nach und nach auf, plauderte vertraulich und ließ ein herzliches, kindliches Lachen ertönen, wenn die Großmutter ab und zu in den heimischen Dialekt versiel. Von Zeit zu Zeit erhob sich die Witwe, um in der Küche nach ihrem zweiten Gang zu sehen. Endlich erschien sie wieder und trug triumphierend die eiserne Pfanne herein, auf der die prächtig aufgegangenen goldbraunen knusperigen Strauben lagen, die appetitlich nach Pomeranzenblüte dufteten. Hierauf folgten die auf dem Ofen gerösteten Kastanien, deren eingeferbte, bräunliche Schalen noch knackten. Aus der Tiefe des Schranfes zog die alte Dame eine Flasche Fignollette hervor, ein in Lothringen übliches Getränk, das aus Branntwein und süßem Most bereitet wird; dann griff sie gewohnheitsmäßig nach ihrem Strickzeug und setzte sich plaudernd neben den Ofen, während Claudette abtrug; aber bald erlag sie dem vereinten Einfluß der „Fignollette“ und der behaglichen Wärme und schlummerte ein. Claudette hatte die Lampe mitten auf den Tisch gesetzt. Hubert und das junge Mädchen waren also so gut wie allein miteinander, und Claudette, die fröhlicher und lebhafter Natur war, bestritt die Kosten der Unterhaltung fast allein.

Auch sie hatte ihre Kindheit in der Argonne bei einer alten Tante verlebt, und nun rief sie so viele kleine örtliche Einzelheiten in Boinvilles Gedächtnis zurück, deren Genauigkeit ihn unmerklich in die einstige ländliche Umgebung zurückversetzte. — Da es sehr heiß im Zimmer war, hatte Claudette das Fenster halb geöffnet, durch welches stoßweise die frische, mit dem Duft des Gemüsegartens gesättigte Luft hereinströmte; von unten herauf ließ sich das eintönige Glucksen einer Quelle vernehmen, die in ein feineres Becken floß, während in weiter Ferne eine Klosterglocke leise das Angelus läutete.

Plötzlich kam eine Art Hallucination über Hubert Boinville. Die lothringische Fignollette und die hellen Augen des jungen Mädchens, die ihm die waldreiche Umgebung seiner kleinen Vaterstadt heraufbeschworen, mochten wohl ein gut Teil Schuld daran tragen. Es schien ihm, er sei um zwanzig Jahre zurückversetzt und befände sich in irgend einer ländlichen Wohnung in der heimatischen Provinz. Das Lispeln des Windes in den Bäumen, das frische Murren des lebendigen Wassers klang ihm wie die schmeichelnde Stimme der Ate und wie das Rauschen der Hochwälder in der Argonne; die Glocke, die dort drüben ihre Stimme erhob, war die der heimatischen Pfarrkirche, die das Fest des heiligen Nikolaus einläutete... Seine vor zwanzig Jahren unter Astenstößen begrabene Jugend erhob sich plötzlich in voller Kraft und vor ihm lachten die blauen Augen Claudettes so unbefangen, so frühlingssrisch, daß sein erstarrtes Herz erwachte und laut zu pochen begann.

Die alte Dame war aus dem Schlummer erwacht und stammelte Entschuldigungen. Hubert Boinville erhob sich; es war Zeit, Abschied zu nehmen. Nachdem er Frau Blouet warm gedankt und versprochen hatte wiederkommen, reichte er Claudette die Hand. Ihre Blicke begegneten sich einen Augenblick und die des Direktors waren so feurig, daß sich die Lider des jungen Mädchens schnell über die lachenden azurblauen Sterne senkten. Sie begleitete ihn hinab, und als sie auf der Schwelle standen, drückte er ihr noch einmal die Hand, ohne Worte zu finden...

Und doch hatte der Direktor das Herz so voll, daß er, einsam auf der öden dunklen Rue de la Santé, glaubte, die Engel im Himmel zu Ehren von Sankt Nikolaus singen zu hören.

## III.

Von neuem entwickelte Hubert Boinville, wie man im Kanzleistil sagt, „eine frische Initiative im Dienst“. Die Verwaltungsmaschine hatte wieder begonnen, den täglichen Einlauf an wichtigen und unwichtigen Berichten, Briefen an den Minister und Entwürfen zu Entscheidungen auf seinem Arbeitsstisch abzulagern. Ministerrat, Ausschusssitzungen und Audienzen hatten ihm keine Stunde Zeit zu einem Gang in die Rue de la Santé übriggelassen. Trotzdem kam ihm manchmal mitten in seiner Arbeit die Erinnerung an das Sankt Nikolausfest. Mehrmals waren die strahlenden blauen Augen Claudettes vor ihm aufgestiegen und hatten ihn beim Lesen seiner Akten zerstreut gemacht. Ihr Bild huschte über seine Papiere wie ein leichter blauer Schmetterling; des Abends, wenn der Direktor in seine düstere Junggesellenwohnung zurückkehrte, begleitete sie ihn und schien ihn schelmisch anzusehen, während er das schlechtbrennende Feuer schürte. Dann dachte er zurück an jene behagliche Mahlzeit in dem ländlichen Stübchen, in dem der Ofen so fröhlich summete, an jenes heitere jugendliche Geplauder, das die Gefühle seiner zwanziger Jahre wieder für einen Augenblick erweckt hatte. Der bei der alten Witwe verlebte Abend hob sich von der regelmäßigen Einformigkeit seines geschäftigen Lebens, in dem für näheren Verkehr mit dem anderen Geschlecht so wenig Raum gelassen war, so scharf ab, wie eine sonnenhelle Pichtung von einer nebligen Ebene. Manchmal betrachtete er seinen schon ergrauenden Bart trübselig im Spiegel und frug sich wie der gute Lafontaine: „Habe ich die Zeit der Liebe schon hinter mir?“ Und dann ergriff ihn

eine so verwirrende Sehnsucht nach Zärtlichkeit, daß er be-reute, sich nicht verheiratet zu haben.

An einem trüben Nachmittag gegen Ende Dezember öffnete der alte Kanzleidiener leise die Thüre und meldete: „Frau Witwe Blouet.“ Voinville erhob sich eiligst, um seine Besucherin zu empfangen. Nachdem sie Platz genommen hatte, erkundigte er sich erröthend nach ihrer Enkelin.

„Danke schön, Herr Direktor!“ antwortete sie, „der Kleinen geht es gut; Ihr Besuch hat ihr Glück gebracht. . . Sie bewarb sich schon lange um eine Anstellung im Telegraphen-dienst. . . Gestern hat sie nun ihre Ernennung erhalten, und ich wollte Paris nicht gerne verlassen, ohne Ihnen Lebewohl gesagt und unsern Dank ausgedrückt zu haben.“

Voinville wurde es beklommen ums Herz. — „Sie wollen Paris verlassen?“ frug er, „die Stelle ist also in der Provinz?“

„Ja, in den Vogesen. . . Und natürlich begleite ich Claudette. . . Ich bin zweiundachtzig Jahre alt, lieber Herr, ich habe nicht mehr viel Zeit in dieser Welt zu ver-leben, und wir wollen uns nicht mehr trennen.“

„Reisen Sie bald ab?“

„In der ersten Woche des Januar. Leben Sie wohl, Herr Direktor, Sie sind sehr gut gegen uns gewesen und Claudette hat mir aufgetragen, Ihnen auch in ihrem Namen zu danken. . .“

Der Direktor, bestürzt und zerstreut, antwortete nur einsilbig. Als die alte Frau gegangen war, blieb er lange unbeweglich, die Arme auf den Schreibtisch, den Kopf in die Hände gestützt, sitzen. In der Nacht schlief er schlecht und am andern Tage zeigte er seinen Beamten eine sehr ver-drießliche Laune. Er hielt nicht lange aus. Schlag drei Uhr büßete er seinen Hut, verließ das Ministerium und sprang in einen vorüberfahrenden Wagen.

Eine halbe Stunde später schritt er fröhlich durch den Gemüsegarten von Nr. 12 der Rue de la Santé und klingelte an der Thüre der Witwe Blouet.

Claudette öffnete ihm. Beim Anblick des Direktors schrak sie leicht zusammen und erröthete, während ein Lächeln in ihren blauen Augen leuchtete.

„Großmutter ist ausgegangen,“ sagte sie, „aber sie kann jeden Augenblick heimkommen und wird sich sehr freuen, Sie zu sehen! . . .“

„Ich wünschte eigentlich nicht Frau Blouet, sondern hauptsächlich Sie zu treffen, mein Fräulein.“

„Mich?“ flüsterte sie verlegen.

„Ja, Sie.“ entgegnete er rasch. . . Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, er suchte nach Worten und konnte sie nur mühsam finden. — „Sie reisen also im Monat Januar ab?“

Sie antwortete mit einer bejahenden Kopfbewegung.

„Wird es Ihnen nicht schwer, Paris zu verlassen?“

„Oh, gewiß! . . . Es thut mir sehr leid. . . Aber es läßt sich nicht ändern. Die Stelle ist für uns ein großes Glück und Großmutter wird wenigstens ihre letzten Jahre sorgenlos verleben.“

„Und wenn ich Ihnen ein Mittel gebe, in Paris bleiben und trotzdem Ihrer Großmutter Ruhe und Behagen verschaffen zu können?“

„Oh, Herr Direktor!“ rief das junge Mädchen, dessen Antlitz aufleuchtete.

„Es ist ein heroisches Mittel,“ fuhr er zögernd fort, „Sie werden vielleicht finden, daß es über Ihre Kräfte geht.“

„Ich bin mutig. . . Sprechen Sie nur!“

„Nun gut, Fräulein. . .“ Er hielt inne, um Atem zu schöpfen; dann setzte er sehr schnell, fast barsch, hinzu: „Wollen Sie mich heiraten?“

„Mein Gott!“ stammelte sie, und die Stimme verlagte ihr vor innerer Bewegung.

Obgleich ihr Gesicht eine große Überraschung verriet, zeigte es doch keinen Schrecken. Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, ihre Lippen blieben halb geöffnet, aber ihre großen blauen Augen strahlten in einem feuchten, milden Glanze.

Voinville wagte nicht, sie anzublicken aus Angst, er könne in ihren Zügen eine demütigende Abweisung lesen. Endlich frug er — von dem langen Schweigen beunruhigt — ohne aufzusehen: „Finden Sie mich zu alt? Sie scheinen ganz erschrocken zu sein!“

„Erschrocken,“ antwortete sie unbefangen, „nein, aber verlegen und. . . glücklich! . . . Es ist zu schön. . . Ich wage kaum daran zu glauben!“

„Geliebtes Kind!“ rief er und faßte ihre Hände, „glauben Sie daran und glauben Sie besonders, daß ich der wirklich Glückliche bin, weil ich Sie liebe!“

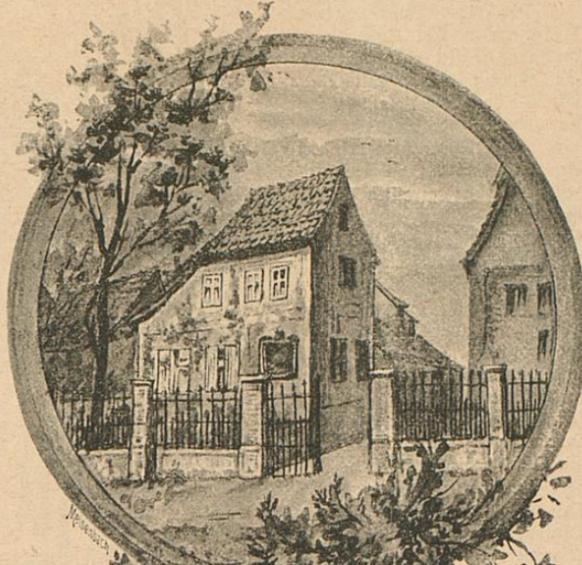
Sie blieb stumm, aber aus ihren Augen strahlte eine solche Überfülle von Dankbarkeit und Zärtlichkeit, daß Hubert Voinville sie nicht mißverstehen konnte. Er mußte wohl darin gelesen haben, daß auch sie glücklich sei und zwar aus den gleichen Gründen, denn er zog sie näher an sich. Sie ließ es geschehen und Hubert wurde kühner und führte ihre Hände an seine Lippen und küßte dieselben mit ganz jugendlichem Feuer.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief die alte Frau, die mittler-weile eingetreten war.

Sie wandten sich um, er ein wenig verlegen, sie pur-purrot und glückselig.

„Frau Blouet,“ sagte Hubert Voinville lustig, „entsetzen Sie sich nicht. An dem Abend, an dem ich mit Ihnen ge-gessen habe, ist der heilige Nikolaus, wie in der Kinderzeit, durch meinen Kamin herabgekommen und hat mir eine Frau zum Geschenk gemacht. . . Da ist sie. . . Ihre Enkelin. . . Wir werden so bald wie möglich heiraten wenn Sie es er-lauben.“

## Die Entstehung von Schillers „Lied an die Freude“.



W

ir erlebten in diesen Tagen das hundertjährige Jubiläum von Schillers „Lied an die Freude“. Die herrliche Hymne, die in Beethovens neunter Symphonie den prächtigen Schlusschor bildet, entstand, wie kaum zu bezweifeln, zu Gohlis im Späthommer 1785. Dieses Dörfchen gehört zu jenen interessanten Ortschaften, auf die von dem Zauberlicht, das unsere größten Männer umgibt, ein Abglanz gefallen ist, für alle Zeit dasselbe verklärend! Wer Goethes „Klein Paris“ kennen lernt, wer die Leipziger Messe besucht, vergißt sicher Gohlis, vergißt das Rosenthal nicht; denkt an Schiller und sein Lied, und pilgert hinaus, den hübschen Park, die Anlagen, die Künstlerstatuen etc. zu sehen und sich in Erinnerungen zu versenken, die jene Stätten umwittern.

Da ragt aus freundlichem Grün der Giebel eines kleinen Bauernhauses hervor, mit der bedeutsamen Inschrift geschmückt, die auf Schiller und seine herrliche Dichtung hinweist. Nicht ohne ein Wehgefühl kann man dies arme Häuslein betreten. Die hundert Jahre alte Hütte ist im Laufe der Zeit so morsch geworden, daß die alte Frau, welche im Auftrage des Schiller-vereins hier Hüterin ist, ängstlich bittet, auf der baufälligen Treppe vorsichtig aufzutreten, damit sie nicht etwa zusammen-stürze.

Voll Rührung stehen wir oben im Stübchen und schauen still umher. Wie ärmlich diese Umgebung, in der einst Deutsch-lands geliebtester Dichter in Sorgen und Nöten, nur getröstet durch den unerschütterlichen Glauben an seinen Genius, nur erquickt durch das innige Freundschaftsverhältnis, das ihn seit kurzem mit dem Körnerischen Hause verband, ernste gedanken-volle Tage und Wochen verlebte! — So niedrig dieses Zim-mer, so eng diese Wohnstätte, und doch — weit genug, um Raum zu geben für den gewaltigen Flügel Schlag seiner großen freien Seele! Diese Aussicht durch die kleinen trüben Schei-ben — wie dürftig, wie gehemmt, und doch umfaßte der Blick des Dichters, wenn er in diesem Fenster lehnte, Welt und Leben, Himmel und Erde, und was er mit seinem Geistes-auge ersah, gewann Gestalt an jenem gebrechlichen Tisch-chen in Dichtungen von unvergleichlicher Höhe!

Unsere Gedanken fliegen um 100 Jahre zurück. Da erscheint vor uns eine hohe Gestalt, ein hagerer bleicher Mann von 26 Jahren. Langsamem Schrittes hat er das Rosenthal durchwandert; jetzt passiert er gebückt die niedrige Thüre des Bauernhäuschens, in dem wir uns befinden, erklettert mühsam die Holzstiege und überschreitet, zwischen halbnasser Wäsche hin, den Trockenboden, um in sein Stübchen zu kommen. Mit einem tiefen Herzensseufzer setzt sich der junge Mann an den Schreibtisch und greift zur Feder. „Es muß sein!“ seufzt er; „wenn es nur nicht der neue Freund wäre, den ich erst seit so wenigen Tagen persönlich kenne! Aber Not bricht Eisen.“ Und nun schreibt er, oft sich unterbrechend, jenen trüben Brief an Körner vom 3. Juli, den wir noch heute nicht ohne Herz-weh lesen können. „Und dann bin ich viertens gesonnen, zu den Räufern einen Nachtrag in einem Akt: Ränder Woods letztes Schicksal“ herauszugeben, wodurch das Stück neuerdings in Schwung kommen soll. Das ganze Unternehmen dieser neuen Edition des „Fiesko“ und „der Ränder“ wird mich sechs Wochen kosten, also gerade die Zeit, die ich noch in Gohlis zubringe, wo ich ohnehin nicht gern etwas Weiltägigeres unternehmen mag. Außerdem brauche ich höchst notwendig Geld; denn du kannst leicht urtheilen, was mich das Viertel-jahr, seitdem ich in Leipzig bin, gekostet hat. Überdies hat mich meine Reise gegen fünf Karolinen mehr gekostet, als ich mir träumen ließ; von der Mannheimer Post habe ich noch keinen Heller Subskriptionsgeld erhalten, und meine gewisse Ausrechnung, daß das zweite Heft der „Thalia“ jetzt fertig sein würde, hat auch fehlgeschlagen. . . Antworte mir aus-führlich, liebster Freund, überlege aber, daß Huber und ich notwendig Geld brauchen, denn ich für meinen Teil bin jetzt ganz auf dem Sande.“

Zu welchen verzweifeltsten Mitteln greift hier der arme junge Mann, um sein Anleihegesuch zu entschuldigen. Er bietet Körner an, Teilhaber seines Verlegers Götschen in Leipzig zu werden, damit er aus dem Ertrage der Dramen den Voranschuß sich selbst decken könne. Aber die „Ränder“ und „Fiesko“ bringen allein nicht genug auf; da giebt die Not, die

große Meisterin, ihm noch die Idee ein, zu den „Räufern“ einen Nachtrag zu schreiben. Wie groß muß die Not gewesen sein, die ihn diesen abenteuerlichen Plan aushecken ließ?

Nacht ganze Tage vergingen, bevor die Antwort kam; welche Qualen zerrissen in dieser langen Zeit sein Herz! „Er hat mein Gesuch übel genommen, er antwortet gar nicht, nun habe ich den eben gewonnenen teuren Freund schon wieder verloren.“ Da kommt am 11. Juli ein Brief aus Dresden, ausgezeichnet durch fünf bedeutungsvolle Siegel; zitternd er-öffnet ihn — der arme Poet. „Was wird er schreiben? wird er kalt und geschäftsmäßig um Quittung bitten, wohl gar ein ‚einmal und nicht wieder‘ einstecken lassen?“ Die Buchstaben tanzen ihm vor den Augen — aber was liest er in dem, drei Tage vorher, am 8. Juli, aus Dresden abgegangenen Briefe Körners?

„Über die Geldangelegenheit müssen wir uns einmal ganz verständigen. Du hast noch eine gewisse Bedenklichkeit, mir deine Bedürfnisse zu entdecken. Warum sagtest du mir nicht ein Wort in Rahnsdorf davon? Warum schreibst du mir nicht gleich, wie viel du brauchst? Kommt es bloß darauf an, einige kurrente Ausgaben zu bestreiten, so ist vielleicht das hinreichend, was ich hier belege, bis ich in vierzehn Tagen in Leipzig bin. . . Ich weiß, daß du inustande bist, sobald du nach Brot arbeiten willst, dir alle deine Bedürfnisse zu verschaffen; aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu sehen.“

Mit keiner Silbe wird des Vorschlages, betreffend die Teilhaberschaft mit Götschen, des abenteuerlichen Planes mit dem zweiten Teile der „Ränder“ gedacht. Ohne materielle Sicherheit giebt Körner das Geld freudig her, auf ein ganzes Jahr will er ferner alle Bedürfnisse des Freundes decken. Derselbe soll einzig seinem Genius leben, der verhassten ärzt-lichen Praxis gar nicht mehr gedacht werden. Der arme Dichter auf einmal für ein ganzes Jahr sorgenfrei, von Freundesliebe gehegt, seiner Muse wiedergegeben — ihr aus-schließlich! . . . „O! Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt.“ Das war ein Umschwung aus langer quälender Herzensangst, die rechte, froh gehobene Stimmung um ein „Lied an die Freude“ zu schreiben. Und wie beflügelt glitt die Feder in der Hand des doppelt beglückten Dichters über das grobe Papier hin, Gestalt gebend den seligen Empfindungen, die sein übervolles Herz durchbeben; und es ent-stand jenes unsterbliche Lied, das selbst eines Beethovens ver-jagendem Genius neuen Schwung verleihen sollte. Als die Musik, verarmend vor den Schauern der Weltliebe, die den Meister der „Neunten Symphonie“ durchbeben, nach Sprache, nach Worten rang, fand sie keine gewaltigeren, als diese: „Freude, schöner Götterfunken.“

W. Kaulen.

## Modebericht aus Paris.

Was ist die Mode von heute? Die Kunst, gekleidet zu scheinen wie jedermann und dennoch nach eigenem Geschmack, indem man Einzelheiten und Zusammenstellungen sucht und findet, mit deren Hilfe der Toilette ein individuelles Gepräge verliehen wird. Dieses ist auch der Grund, weshalb die Mode nicht veränderlich ist, denn da seit einigen Jahren alle Façons der Mäntel, Hüte, Roben und Tailles zugleich getragen werden, ist der Gesamteindruck stets derselbe; es wechseln aber die Einzelheiten beständig, und da man absolut nichts unversucht läßt, scheint auch die Täuschung oft gelungen. Als solche wäre z. B. der Fortfall der weißen Wäsche um Hals und Ärmel anzusehen, an deren Stelle große Perlen Mode geworden: — ein bemerkenswertes Detail.

Schon im vergangenen Monat verlautete, daß man haupt-sächlich sehr feine Wollstoffe tragen würde! Wer dürfte nun dem gegenüber der Damenwelt einen Vorwurf daraus machen, daß sie sich augenblicklich den dicken Wollstoffen zuwendet, falls dieselben weich und seidig bei der Berührung sind; man liebt es besonders diese mit wollener Passementerie in gleichen Farben wie die Kostreifen auszustatten. Sicher wird die Anwen-dung von Passementerie, die entweder in Knoten geschlungene Schnüre oder Plaques zeigen, ein Kleid aus Wollstoff auf das Niveau höchster Eleganz erheben. In allen Geweben herrschen die Streifen vor, aber nicht etwa die gewöhnlichen, vielmehr ganz neue Farbenzusammenstellungen, die Sachver-ständige von Ruf in einer Weise kombiniert haben, die das Auge entzücken müssen.

Unter den dicken Wollstoffen wäre als besondere Neu-heit der „Krimmer“ zu nennen, den man zur Herstellung ganzer Röcke, auch wohl als Garnitur des unteren Randes oder zu Einsätzen für Tailles verwendet; doch ist dieser Stoff nur schlanken Figuren anzuempfehlen. Ein ganz neuer Stoff ist das unter dem Namen „herisson“ (Zegel) eingeführte Gewebe, dessen Stacheln glücklicherweise nicht die Gabe der Beweglich-keit haben.

Nennen Sie Kostüme, bei denen die eine Hälfte der Kleidung ganz verschieden von der anderen ist? Diese Art der Abwechslung ist es, welche man bei der Zusammenstellung mancher Roben mit Hilfe von einfarbigen und gestreiften Stoffen anwenden will. Der glatte Rock ist dann abwechselnd mit einfarbigen Sammetblenden und mit solchen aus horizontal gestreiftem Stoff zu garnieren. Einen Gegensatz würden dann die einzelnen Tunikatteile zu bilden haben, indem man eine Seite glatt und mit gestreiften Blenden, die andere ge-streift und mit einfarbigen Blenden herstellt. — Die dazu gehörige Taille aus glattem Stoff wird durch einen gestreiften Einsatz dem Ganzen angepaßt, und können der breite Sammettragen, sowie die Ärmelrevers mit gestreiftem Stoff eingefast werden. Eine solche Toilette verdient die Bezeich-nungen „neu“ und „eigenartig“ wie kaum eine andere.

Als eine hübsche Idee, welche mannigfachen Wechsel mit gutem Geschmack verbindet und, ohne dem Totalindruck zu schaden, die Toilette sehr elegant macht, kann es bezeichnet werden, wenn man ein Futter von gestreiftem Gewebe zu ein-farbigem Polonaisen verwendet. Allerdings muß die Geschick-lichkeit der Schneiderin die Polonaise hier und da zu raffen, das Futter somit zur Geltung zu bringen und dem Gesamt-eindruck anzupassen wissen; dann erst wird die Idee über das Alltägliche hinaus zur Geltung gebracht. Die vornehme Eleganz, welche Diskretion und Einfachheit wünscht, kann in vorer-wähnter Toilette, die mit Passementerie verziert wird, volle Be-

